

Die Feier des Sonntags und der Lebensrhythmus einer apostolischen Kommunität

Norbert Lohfink, Frankfurt¹

Nach dem Buch Genesis hat Gott das Werk der Schöpfung in sechs Tagen getan. Am siebten hat er nicht geschaffen, sondern geruht und tief geatmet (vgl. Gen 2,3f; Ex 31,17).

Nach dem Buch Exodus hat Gott sein großes Werk der Befreiung Israels aus Ägypten getan. Dann hat er sein Volk in ein Land geführt, dem der Ehrenname „die Ruhe“ zukommt (vgl. Dtn 12,9).

Deshalb hat er seinem Volk dann den Rhythmus der Woche geschenkt: sechs Werk-Tage und einen siebten Tag der Ruhe. Auch in Israels immer wiederkehrender Erfahrung sollte auf sechs Tage Gestaltung der Welt und Miterleben des Wirkens Gottes in der eigenen Geschichte ein Tag der Ruhe folgen. Durch ihn konnte man Anteil haben an Gottes Ruhe und konnte die durch Gottes Werk in der Geschichte gewonnene Freiheit genießen. So sagen es ausdrücklich die Sabbatbegründungen in den beiden biblischen Fassungen des Dekalogs (Ex 20,11; Dtn 5,15).

In diesem Rhythmus sollten auch die Gemeinden des neutestamentlichen Gottesvolkes leben. Der Ruhetag ist nun der „Tag des Herrn“ (Offb 1,10). Denn in Jesu Auferstehung kulminiert Gottes Werk in seiner Welt.

Doch so ganz kommen wir apostolischen Arbeiter dieses Gottesvolkes mit dessen ureigenem Lebensrhythmus nicht zurecht. Jeder von uns könnte wohl ein Liedlein davon singen. Soweit wir die Schuld nicht einfach in unserem eigenen Starrsinn und unserer Arbeitswut suchen müssen, kommt uns vielleicht manchmal der Gedanke, dies könnte unter Umständen auch mit unserer besonderen Berufung zusammenhängen.

¹ Es handelt sich um einen Vortrag, der am 25. September 1985 auf einem Provinzsymposium der Norddeutschen Provinz des Jesuitenordens gehalten wurde. Die Druckfassung wurde damals nur ordensintern verbreitet. Dem Gedanken, den Text auch anderen zugänglich zu machen, habe ich gern entsprochen. Doch habe ich situationsgebundene oder spezifisch jesuitische Aussagen getilgt oder so verallgemeinert, daß sie in dieser oder jener Form auch für andere Kommunitäten und Gruppen mit apostolischer Ausrichtung Anregungen enthalten könnten.

Der Wanderapostel und der Ruhetag

Ist die Ruhe des siebten Tages vielleicht die besondere Gabe Gottes an seine normalen, ortsansässigen Gemeinden – das eigentliche Ziel seines Handelns in der Geschichte? Müssen die Wanderapostel, zu deren Enkeln wir uns rechnen dürfen, in ihrem Dienst an diesen Gemeinden vielleicht ebenso wie auf Weib und Kind und Häus und Acker auch auf die beseligende Gabe des heiligen Rhythmus der wohlgegliederten Woche verzichten?

In der Tat wird schon in den synoptischen Evangelien deutlich, daß bei den Wanderaposteln die Ruhe nach der Arbeit ein besonderes Problem darstellt.

Die ursprüngliche Abfolge der Geschichten von der Aussendung der Zwölf und von ihrer Rückkehr dürfte sich im Markusevangelium erhalten haben. Zunächst sendet Jesus die Zwölf aus: Mk 6,6–13. Dann wird die Zeit ihrer apostolischen Wanderung für den Leser fühlbar gemacht durch die Einschaltung des Berichtes über den Tod Johannes des Täufers: 6,14–29. In 6,30 kehren sie zurück. Nun will ihnen Jesus nach der Mühe des apostolischen Werks die Ruhe eines apostolischen Sabbats schenken: „Kommt mit, nur ihr, an einen einsamen Ort, wo wir allein sind. Ihr sollt euch ein wenig ausruhen!“ (6,31) Sie fahren mit dem Boot an einen einsamen Ort – aber sofort sind die Volksscharen nachgekommen, und die apostolische Mühe geht weiter: 6,32–34.

Geht es uns nicht häufig ähnlich, auf diese oder jene Weise? Ist also die Schwierigkeit, zu einem „Sabbat“ zu kommen, einfach ein Teil unserer besonderen Berufung?

Allerdings bekommen die Jünger dann bei Markus doch noch ihren Sabbat, und was für einen! Wir müssen nur richtig weiterzulesen verstehen. Aus der bis in die Nacht hineingehenden apostolischen Mühe unter den am einsamen Seeufer zusammengeströmten Massen wird ja durch die wunderbare Brotvermehrung das große eucharistische Fest – Zentrum jedes wirklich neutestamentlichen Herrentages: Mk 6,35–44. Und weil die Zwölf offenbar noch nicht begriffen haben, daß ihr apostolischer Sabbat ihnen gerade zusammen mit dem Sabbat aller Gläubigen geschenkt werden kann, gibt Jesus ihnen noch einmal in der gleichen Nacht eine Ruhe mit ihm allein. Sie mühen sich ab unter dem Wind auf dem See. Da kommt er zu ihnen, steigt zu ihnen ins Boot, und der Wind legt sich: Mk 6,45–52.

So gibt es offenbar trotz allem auch für die zum Wanderapostolat Beauftragten einen Tag der Ruhe. Es gibt ihn nicht so, wie selbst Jesus ihn sich zunächst für sie gedacht hat. Es gibt ihn dann aber doch, integriert

in den Sabbat aller Gläubigen. Und es gibt ihn schließlich noch einmal als eigene Gestalt: nur für die Jünger, die mit ihrem Herrn im gleichen Boot sind, während der Wind plötzlich schweigt.

Das ist wahrlich keine leichte Auskunft. Es ist fast ein Prozeß von „trial and error“. Alles kann eigentlich nur darauf angelegt sein, daß wir uns selber auf die Suche danach machen, wie der Herr denn uns in unserer Zeit Anteil an seiner Gabe des siebten Tages geben will.

Mir scheint dieses Unternehmen deshalb noch besonders wichtig, weil ich einen engen Zusammenhang vermute zwischen unseren Schwierigkeiten mit dem Sonntag und unseren Schwierigkeiten, zu einer wirklichen Gestalt einer apostolischen Kommunität zu finden. Ich glaube, die „apostolische Kommunität“ würde uns geschenkt werden, wenn wir uns nicht zu viele Gedanken über sie machten, sondern uns eher um die Sache des Sonntags kümmerten. Das möchte ich im folgenden zu begründen versuchen. Es wird ein längerer Weg werden. Damit er nicht zu lang wird, werde ich einige Dinge auch recht unverbunden nebeneinanderstellen müssen.

„Sonntag“ oder „Wochenende“?

Wir müssen uns zunächst einig werden, worüber wir überhaupt reden. Deshalb möchte ich auf einen soziologischen Aspekt aufmerksam machen.

In Ez 20,12 spricht Gott vom Sabbat folgendermaßen²:

Ich habe ihnen (den Israeliten) meine Sabbattage geschenkt. Diese sollen das Zeichen sein, an dem meine Beziehung zu ihnen deutlich wird. Durch den Sabbat soll erkennbar werden, daß ich, Jahwe, Israel von den anderen Völkern als heiliges Volk abhebe.

Der Sabbat wäre also etwas, das Israel von der es umgebenden Großgesellschaft sichtbar unterscheidet. Daher stellt sich auch für die Christen von heute die Frage: Unterscheidet unser Sonntag uns Christen von unserer Großgesellschaft?

Die mesopotamische Gesellschaft, auf die der zitierte Vers ursprünglich bezogen war, hatte im Laufe des Jahres viele Feste und viele Tabutage. Aber sie kannte keine dem Sabbat entsprechende rhythmisch wiederkehrende Arbeitsruhe. Der Sabbat der Juden machte also sehr deutlich sichtbar, daß sie anders waren als ihre Umgebung. Dadurch provozierte er die Frage nach dem Warum.

² Ich erlaube mir hier und später, biblische Texte ein wenig explizierend zu übersetzen, so daß deutlicher werden kann, was sie für den Zusammenhang besagen.

Unsere Gesellschaft besitzt aus ihrer christlichen Vorgeschichte – im Gegensatz zu den Babylonieren – den alle sieben Tage wiederkehrenden Sonntag als den Tag der Arbeitsruhe. Sie hat ihn sogar zu dem viel breiteren „Wochenende“ ausgeweitet. Wenn sich die Arbeitszeiten in Zukunft noch mehr verkürzen und die Industrie nicht gerade durch diese Verkürzung mit Hilfe des Zauberwortes „Flexibilität“ es erreicht, daß der Wochenrhythmus gesellschaftlich zugrunde geht, könnte das Wochenende noch länger werden. So scheint hier alles Christliche vorhanden, ja sogar intensiviert zu sein.

Viele von uns nehmen das ja auch so an. Die Priester haben es sich zum Beispiel oft angewöhnt, in Samstagabendmessen da, wo man früher einmal „Ite missa est“ gesagt hatte, nun den Gläubigen ein „schönes Wochenende“ zu wünschen, wenn nicht gar ein „wunderschönes“. Mir scheint allerdings, daß wir auf diese Weise auch wunderschön aufs Glatteis geraten können. Denn: Sind christliche „Sonntagspflicht“, von einer allerbarmenden und sich so gern anpassenden Kirche sogar schon am Samstag erlaubt, und das „Wochenende“ unserer Gesellschaft wirklich kohärente Wirklichkeiten?

Vielleicht sollten wir einmal über das „Wochenende“ unserer Großgesellschaft sowie über dazu parallele Dinge wie „Freizeit“, „Urlaub“ und neuerdings auch das sogenannte „Sabbatjahr“ genauer nachdenken. So sehr all das geschichtlich vom alten „Sonntag“, ja vom „Sabbat“ herkommt – enthält es auch noch deren ursprüngliche Sache?

Ich kann jetzt unmöglich ins Detail gehen. So will ich nur einen einzigen Gesichtspunkt erwähnen. Alle diese Zeit-Bezirke – von der „Freizeit“ übers „Wochenende“ und den „Urlaub“ bis hin zum „Sabbatjahr“ – gehören für unser gesellschaftlich vorgegebenes Bewußtsein irgendwie zusammen und stehen gemeinsam im Gegensatz zu den Zeit-Bezirken der Berufs- und Lohnarbeit. Für die meisten Menschen unserer Gesellschaft fehlt der Zeit der Berufs- und Lohnarbeit vor allem eines: das „Kreative“. Genau darunter leiden sie. Deshalb leben sie auf die anderen, die „freien“ Zeit-Bezirke hin. Dort endlich hoffen sie, „kreativ“ werden zu können. Oder sie können dort zumindest in einer für sie überschaubaren Weise und innerhalb von für sie erfahrbaren Sinnzusammenhängen wie Familie, Haus und Garten in einem anderen und besseren Sinn „arbeiten“.

Demgegenüber ist nun aber der Sonntag, wie die Bibel ihn meint, die Nachahmung eines Gottes, der nach sechs wahrlich kreativen Tagen nun gerade am siebten Tag seine Kreativität abschaltet, der an diesem Tag ausruht und nur noch atmet.

Während unsere Gesellschaft also den Sonntag (Verzeihung: das Wo-

chenende!) immer mehr zum Ort eigentlicher, als sinnvoll empfundener Arbeit und Kreativität werden läßt, will die Bibel den Sonntag offenbar innerhalb einer auch für den Rest der Woche ganz anders konzipierten Gesamtstruktur gerade als einen Zeit-Bezirk bewußt unkreativer „*contemplatio*“ gegenüber der sechs Tage ausfüllenden kreativen „*actio*“.

Haben da nicht doch erhebliche Verschiebungen stattgefunden? Müßten wir Christen, wenn es uns gelänge, unserem Sonntag wieder seinen ursprünglichen Sinn zu geben, nicht recht bald zu wahren Außenseitern unserer Gesellschaft werden?

Das alles ist noch keine Problematik, die für uns als apostolische Gemeinschaften spezifisch wäre. Aber haben wir nicht Anteil an der Ahnungslosigkeit, mit der die Christen heute sich von unserer Gesellschaft vordenken lassen, was der Sonntag sei? Ist uns je der Gedanke gekommen, es könne eine christliche Alternative zum „Wochenende“ geben? Oder meinen wir gar, eine Alternative sei dadurch schon vorhanden, daß die Christen am Wochenende halt auch noch ihre sogenannte Sonntagspflicht erfüllen? Meinen wir, wir hätten selbst einen hinreichenden Beitrag zu dieser Alternative geleistet, wenn wir im Zeitalter des chronischen Priestermangels zusätzliche Sonntagsaushilfen übernehmen?

Ist Messe gleich Messe?

Das Stichwort „Sonntagsaushilfe“ führt zu einem weiteren Punkt. Es geht um die Frage, inwiefern man in Sonntagsaushilfen für sich selbst zum „Sonntag“, ich meine: zur christlichen Sache des Sonntags, kommen kann.

Das wird im Einzelfall sehr verschieden sein. Doch grundsätzlich scheint mir, daß man Sonntagsaushilfen zunächst einmal unter der Rubrik „Berufsarbeit“ einordnen muß.

Eine in Vertretung des verhinderten oder überforderten Ortspfarrers gelesene Messe, sosehr sie uns vielleicht sogar auch persönlich etwas gibt oder sosehr eine sonst priesterlose Gemeinde für sie dankbar ist, ist für den Aushelfenden selbst dann doch nicht ganz dasselbe wie die Eucharistie, die der Pfarrer selbst mit seiner Gemeinde am Sonntag feiert. Denn da begehen ja lebensmäßig zusammengehörige Personen gemeinsam „ihre“ Eucharistie. Und man wird – bei allen ekklesiologischen und kirchenrechtlichen Zusatzaussagen, die angebracht werden müssen – doch festhalten können: Das Urphänomen, und daher auf die Dauer auch das Normale, ist die gemeinsame Eucharistiefeier derjenigen, die auch während der Woche durch ihre gemeinsamen Lebensbezüge miteinander verbunden sind.

Daher kann man sogar fragen: Bräuchte ein sonntags hart mit Aushilfsmessen beladener Priester aus einer apostolischen Kommunität nicht doch auch noch „seine“ Eucharistiefeier, bei der er vielleicht nicht einmal selbst der Zelebrant sein müßte, in der aber „seine“ christliche Lebensgemeinschaft zum Höhepunkt ihrer Woche zusammengeführt wird?

Früher, als jeder noch täglich seine stille Einzelmesse las, gab es in vielen apostolischen Orden am Sonntag sogenannte „Kommunitätsmessen“. In sie ging man auch, wenn man am gleichen Tag zu anderer Zeit noch eine oder mehrere „eigene“ Messen gefeiert hatte. War das theologisch so falsch?

Vielleicht ist heute in vielen Kommunitäten, selbst wenn man es möchte, für solche „Kommunitätsmessen“ am Sonntag gar kein Raum mehr. Die ganze Zeit wird für den Dienst an anderen Christen gebraucht. Aber war es deshalb schon richtig, daß solche „Kommunitätsmessen“ ersatzlos gestrichen wurden?

Den Sonntag in die Woche verlegen?

Das führt zu einer weiteren, wieder eher soziologischen Überlegung. Offenbar kann unsere spezielle Situation uns zwingen, zu unterscheiden zwischen der Sache des Sonntags und ihrer zeitlichen Ansetzung. Es scheint in manchen Orden apostolische Kommunitäten zu geben, wo die Sache des Sonntags da ist – aber, notgedrungen, irgendwann in der Woche.

Wir sollen es uns mit solchen Terminumsetzungen allerdings nicht zu leicht machen. Sie sind nicht ungefährlich. In manchen Fällen scheint die Verlagerung des Termins irgendwann doch der Anfang vom Ende gewesen zu sein: Es war dann auch in der Woche kein gemeinsamer Termin mehr zu finden, zu viele scherten aus, die Sache ging unter.

Das ist auch leicht begreifbar. Es kann im allgemeinen nur ruinös sein, wenn man anfängt, an Institutionen zu basteln. Das Sein einer Institution besteht nur darin, daß alle Beteiligten undiskutiert die Erwartung hegen, daß man zu einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Ort und unter bestimmten Umständen naturgemäß etwas Bestimmtes tun werde. Solche einfach vorhandenen Erwartungsstrukturen können nicht von einzelnen oder von Teilgruppen gefahrlos abgebaut werden. Hat man für eine Sache (hier: die eigentliche Sache des Sonntags) einmal die institutionelle Verankerung gelöst (hier: den kalendarischen und allgemein akzeptierten Zeitpunkt), dann darf man sich nicht wundern, wenn die Sache selbst über kurz oder lang den Bach hinunterschwimmt.

Diese Überlegung ist besonders angebracht, wenn im konkreten Fall nicht nur einfach eine Ordenskommunität in eine solche Terminverlagerung verwickelt ist, sondern auch andere Christen mitbetroffen sind. Nochmals vorsichtiger müßte man sein, wenn eine Art Symbiose zwischen einer Ordenskommunität und einer Gemeinschaft erzieherischen, also auch „einübenden“ Charakters besteht – ich denke etwa an Internate oder Priesterseminare.

In einem Priesterseminar käme ja zum Beispiel alles darauf an, im zukünftigen Gemeindepfarrer den Sinn für die sonntägliche Eucharistiefeier als den Höhepunkt der Woche in der Gemeinde zu entwickeln. Die „Gemeinde“, in der das eingeübt werden kann, ist in der Seminarphase notwendigerweise die Seminargemeinschaft selbst, speziell, wenn das Seminar nicht eng mit einem Bischofsdom verbunden ist. Ihr allein gehört man als Seminarist – von der zumindest während der Semester weithin ruhenden Verbindung zur Heimatgemeinde abgesehen – existentiell zu. Allsonntäglicher und gar dem einzelnen anheimgegebener Besuch von Pfarrgottesdiensten in der Umgebung mag die liturgisch-praktische Ausbildung fördern, doch fehlt dann die existentielle Gemeindezugehörigkeit. Ist es sinnvoll, das Gefühl für die sonntägliche Eucharistie mit der eigenen Gemeinde dadurch entwickeln zu wollen, daß man zum Beispiel jeden Dienstagabend eine vielleicht sogar recht schön gestaltete Seminar-Eucharistie hält, am Sonntag aber eine Leerstelle läßt – weil halt infolge des gesellschaftlich vorgeschriebenen und von niemandem hinterfragten „Wochenendes“ oft ein beträchtlicher Teil der Seminaristen es für sein gutes Recht hält, von freitags bis sonntags durch nichts belästigt zu werden und oft auch gar nicht im Hause zu sein? Werden die zukünftigen Pfarrer auf diese Weise nicht eher darin eingeübt, in bezug auf den Sonntag vor dem Diktat der übermächtigen nichtchristlichen Gesellschaft von vornherein zu kapitulieren? Werden sie es später pastoral nicht eher auf werktägliche Abendmessen mit dieser oder jener Restelite abstellen als auf eine Wiedergewinnung des christlichen Sonntags für ihre Gemeinde?

Das Märchen von der Sonntagsüberlastung

Aber zurück zu uns selbst. Wir erzählen uns, glaube ich, manchmal ein Märchen. Das Märchen lautet, alle Priester in apostolischen Orden verbrächten alle ihre Sonntage von morgens bis abends mit Seelsorgsaushilfen und anderen pastoralen Arbeiten und seien deshalb am Sonntag in keiner Weise auf „Kommunität“ hin ansprechbar. Das sind Klischeevorstellungen, bei einigen von uns vielleicht auch Wunschbilder. Wir soll-

ten aber die Fakten nicht aus dem Auge verlieren. Diese sind sehr bunt-scheckig, und ich kann höchstens andeuten. Ich will es von dem her tun, was ich in meinem eigenen Orden beobachte.

Da gibt es zum Beispiel die Mitbrüder, die für Pfarreien, Krankenhäuser oder andere Gemeinschaften und Institutionen seelsorglich verantwortlich sind. Für sie kann, ebenso wie für einen Diözesanpriester, der einer Pfarrei vorsteht, die sonntägliche Eucharistie mit ihrer „Gemeinde“ durchaus den Höhepunkt der Woche bilden. Genau diese Gruppe ist auch in der Tat oft sonntags sehr beschäftigt.

Aber es gibt daneben andere Mitbrüder – und oft bestehen unsere Kommunitäten fast nur aus solchen –, deren Arbeitsrhythmus ganz vom üblichen Arbeitsrhythmus unserer Großgesellschaft bestimmt ist. Gearbeitet wird von Montag bis Freitag. Dann kommt das Wochenende. Hierhin gehören die verschiedenen Arten von Lehrern, Mitbrüder in der Bildungs- und Medienarbeit, Mitbrüder mit Management-Aufgaben.

Von ihnen übernimmt ein Teil zusätzlich zur eigenen Arbeit sonntags noch Aushilfen. Ein Teil tut das nicht. Die Aushilfen macht man zum Teil aus schlichtem und ehrenwertem Pflichtgefühl, wegen der Priesternot; zum Teil aber auch, weil man überhaupt – neben der vielleicht recht unpriesterlichen Hauptarbeit – auch manchmal als Priester tätig sein möchte. Warum hat man sich denn zum Priester weihen lassen?

Auch bei vielen Mitbrüdern mit eigentlicher „Gemeinde“ oder mit regelmäßigen Sonntagsaushilfen gilt im übrigen, daß der Nachmittag und der Abend des Sonntags nur in den seltensten Fällen mit apostolischer Arbeit besetzt sind.

Bei einzelnen Mitbrüdern scheint gerade der Sonntagnachmittag die einsamste und seelisch schwerste Zeit der ganzen Woche zu sein. Im Grunde möchte mancher dann ja seinen „Sonntag“ finden. Vielleicht hat er deshalb für diese Zeit sogar Einladungen in Familien und freundschaftliche Kontakte abgewehrt. Vielleicht möchte er nach der aufzehrenden Arbeit der Woche und nach den übernommenen Sonntagsgottesdiensten des Morgens nun endlich einmal am stillen Sonntagnachmittag vor Gott zur Ruhe kommen. Einmal nichts tun als nur tief zu atmen, so wie der Schöpfer am siebten Schöpfungstag. Und dann macht er vielleicht oft die Erfahrung, wie schwer das ist, und wie einsam er ist.

Vielleicht hat mancher schon an einem solchen Sonntagnachmittag gedacht, daß man jetzt, gerade jetzt, eigentlich nicht alleingelassen sein dürfte, auch in einem Orden nicht. Vielleicht hat sich an solchen Sonntagnachmittagen schon mancher Ordensaustritt langsam angebahnt. Wäre das nicht gerade die Zeit, in der man sich von einer apostolischen Kommunität umfangen wissen müßte?

„Wüstentag“ oder „Tag der Versammlung“?

Von der Bibel her sind Sabbat und Sonntag eigentlich nicht als Zeit der Gottesbegegnung in der Einsamkeit der Wüste gedacht.

Israel hat an seinen großen Festen die gewohnte Umgebung verlassen und sich auf Wallfahrt begeben, gewissermaßen in die Wüste Sinai, zum Gottesberg. An den Festen: wie anders konzipieren wir etwa das Weihnachtsfest, wenn wir es als das „Fest der Familie“ in der abgeschlossenen Burg des Eigenheims stilisieren. Israel war da unterwegs. Aber das war an den Festen. Der Sabbat fand dagegen gerade da statt, wo man wohnte, und zusammen mit denen, mit denen man zusammenwohnte. Und er fand nicht als Zeit des Schweigens statt, sondern gemeinsam. Und auch nicht nur in Form von Familienbesuchen und gemeinsamen Spaziergängen, sondern vor allem anderen in der Form der „heiligen Versammlung“. Lesen wir nur das Sabbatgebot in seiner definitiven Fassung, die sich im sogenannten Heiligtumsgesetz findet:

Sechs Tage lang sollst du deine Arbeit tun.

Am siebten Tag ist volle Arbeitsruhe,

ist heilige Versammlung,

soll keiner von euch irgendeine Arbeit tun.

Es ist ein Ruhetag,

Jahwe geweiht,

an allen euren Orten.

(Lev 23,3)

Neutestamentlich interpretieren wir die heilige „Versammlung“ natürlich auf die Eucharistiefeier, und daraus resultiert die sogenannte Sonntagspflicht. Das ist auch absolut richtig. Nur ist uns vielleicht manchmal nicht bewußt, daß dieses Wort „Versammlung“ in solchem Zusammenhang eigentlich noch etwas anderes meint als einfach nur das, was wir als Eucharistiefeier rituell zu vollziehen pflegen. Es ist in einem viel genaueren Sinn eine „Versammlung“ gemeint.

Ich will versuchen, den uns so fremd gewordenen Sachverhalt von der Bibel her in den Blick zu bringen³. Setzen wir beim Namen an. „Eucharistie“ heißt „Dank“, genau wie das historisch vorauslaufende hebräische Wort *tôdâh*. Gott gemeinsam zu loben und ihm für seine Wohltaten in Natur und Geschichte zu danken – das war schon beim alttestamentlichen Sabbat die Aufgabe der „Versammlung“, und das ist bei der neutestamentlichen Eucharistie so geblieben. Darin sind wir uns noch alle einig. Aber wir meinen nun zu wissen, wie und wofür man Gott in

³ Zum Folgenden sei nachdrücklich verwiesen auf: Gerhard Lohfink, *Gottes Taten gehen weiter. Geschichtstheologie als Grundvollzug neutestamentlicher Gemeinden*, Freiburg 1984, 15–43.

der Versammlung preist. Und hier sind Verdrängungsmechanismen am Werk gewesen.

Sehen wir uns im unverdächtigen Zeugnis der Apostelgeschichte an, wofür dort die Versammlung der Christen ihren Gott preist. Wir erfahren es dort ja mehrfach. Oft werden ganze Gebete zitiert oder von Lukas nachführend neugeschaffen.

Selbstverständlich wird Gott gelobt wegen des Werkes der Schöpfung und wegen seines großen Werkes in der menschlichen Geschichte. Dieses umfaßt vor allem die Erwählung und Führung des Volkes Israel und dann die Sendung, den Tod und die Auferweckung Jesu von Nazaret – genau wie jetzt noch bei uns in unseren Präfationen.

Aber das ist nicht alles. Wenn wir genau zusehen, erkennen wir, daß die Linie der Taten Gottes, für die die Urgemeinde ihn preist, verlängert wird. Sie reicht bis zu dem Augenblick, in dem die versammelte Gemeinde sich jetzt befindet. Und genau die letzten Ereignisse auf dieser Linie haben eigentlich das ganze Lob ausgelöst. Das Allerjüngste, das Selbsterlebte des Tages oder der letzten, gerade erst vergangenen Tage, entzündet das Lob. Erst wenn die Flamme des Lobs hieran entzündet ist, lodert sie über der gesamten Kette der herrlichen Taten Gottes.

Natürlich konnten die frühen Gemeinden ihr Gotteslob nur an ihren eigenen Erlebnissen entzünden, weil ihnen diese als Erfahrungen von Gottes Handeln aufgingen. Nicht ohne weiteres ist das, was um uns herum passiert, ja als Tat Gottes evident. Es muß erst als solche gedeutet werden. Wenn der Lobpreis gemeinsam erklingen soll, muß diese Deutung gemeinsam gewonnen werden.

Wir sehen: Diese heiligen Versammlungen konnten nicht einfach mit dem Lobpreis beginnen. Der Lobpreis war erst die Frucht eines Erkenntnisprozesses. Er mußte sich zunächst einmal in solchen Versammlungen abspielen. Daß es so etwas gab, wird uns in der Apostelgeschichte durchaus noch deutlich, und wir sehen dort auch die innere Struktur des ganzen Vorgangs.

Die Apostelgeschichte erzählt mehrfach geradezu modellartig, wie der Versammlung der Christen

1. Geschehnisse der gerade erst erfahrenen Vergangenheit berichtet werden, wie
2. diese Geschehnisse theologisch als Taten Gottes oder auch als Widerstand gegen Gottes Handeln gedeutet werden und wie
3. dann aus dieser Deutung umfassendes und zugleich konkret sich auf die jetzigen Erfahrungen zuspitzendes Gotteslob aus dem Mund der ganzen Versammlung entspringt. Selbstverständlich kann sich dann
4. mit diesem Lob die Bitte verbinden, Gott möge nun weiter handeln,

durch die hier Versammelten und allüberall, und er möge die hier Preisenden als seine Werkzeuge und als seine Zeugen benutzen⁴. Erst eine solche in die gemeinsam gelebte eigene Geschicht der Versammelten eingewebte Danksagung ist „eucharistia“, wie sie eigentlich gemeint ist. Erst sie macht den Sonntag zum Sonntag.

Nehmen wir als Beispiel gleich die ersten Ereignisse nach Pfingsten (vgl. Apg 4,23–31). Petrus und Johannes waren wegen ihrer freimütigen Verkündigung verhaftet und vor den Hohen Rat geführt worden. Dort hatte man ihnen verboten, weiter von Jesus zu künden. Man hatte sie dann, zweifellos unter dem Druck der öffentlichen Meinung, wieder freigelassen. Was tun sie nun? Sie gehen zu den „Ihren“. Das sind die im Gebet versammelten Christen (vgl. 4,31). Ihnen „berichten sie alles“: Phase 1. Dann wird – wir erfahren nicht, wie und durch wen – das Berichtete gedeutet. Vielleicht entfaltet sich die Deutung auch schon im Berichten der beiden selbst: Phase 2. Jedenfalls ist es etwas Ungeheures, was sich dann als Deutung in dem von Lukas wieder berichteten Gebet – Phase 3 – ausspricht. Die ganze Versammlung spricht es „einmütig“. Die höchste religiöse Autorität, die es gab, wird als widergöttlich bestimmt und mit den Heiden, die gegen Gott rebellieren, zusammengesehen. Dazu wird das Verhalten des Hohen Rates gegenüber Petrus und Johannes in eins gesehen mit seinem früheren Verhalten gegen Jesus selbst. So erklingt – Phase 4 – die Bitte an Gott, er möge sein Werk an Jesus nun doch durch die Gemeinde weiterwirken, indem er ihr Wort mit Zeichen und Wundern begleitet.

Wenn dieses Gebet gesprochen ist, geschieht, was – auf diese oder jene Weise – auch heute noch in jeder Eucharistie, die wirklich eine solche ist, vor sich geht:

Als sie so gebetet hatten, bebte der Ort, an dem sie versammelt waren, alle wurden mit dem Heiligen Geiste erfüllt, und sie verkündeten das Wort Gottes mit Freimut. (Apg 4,31)

Nach Ps 82,5 „erbeben“ dann die „Grundfesten der Erde“, wenn der wahre Gott die Götter der menschlichen Gesellschaft absetzt und selbst den Gang der Geschichte in die Hand nimmt.

Eucharistie und Apostolat

Gerade der Schluß dieser exemplarischen Eucharistieschilderung müßte apostolische Kommunitäten aufhorchen lassen. Denn was sich am Ende

⁴ Vgl. Apg 4,23–31; 11,1–18; 12,11–17; 14,26f; 15,1–35; 21,18–20.

ereignet, geht sie in besonderer Weise an. Aus der Eucharistie resultiert geistgetriebene Verkündigung, Apostolat.

Apostolat, also das, wozu wir speziell berufen sind, entspringt biblisch demnach aus dem Lobpreis einer versammelten Gemeinde, der Gottes aktuelles Handeln im Licht der gesamten Heilsgeschichte deutet. Darf das bei uns dann anders sein? Müssen wir nicht schließen, daß auch bei uns die Erde nur bebt und auch uns nur dann der Geist jener Verkündigung gegeben wird, der den Gedanken Gottes entspricht, wenn wir uns immer wieder versammeln, wenn wir uns den Bericht über das, was sich mit uns und um uns herum ereignet hat, anhören, wenn dies in unserer Mitte als Handeln Gottes gedeutet wird und in den gemeinsamen Lobpreis mündet, die wahre Eucharistie?

Wir mögen einwenden: Hier wird von normalen Ortsgemeinden berichtet – gilt solches auch von den Wanderaposteln, die ja unser direktes biblisches Modell sind?

In der Gemeinde der Apostelgeschichte waren die Apostel jedenfalls dabei. Die Apostelgeschichte erzählt gerade im Zusammenhang mit der Aussendung von Missionaren von solchen Gemeindeversammlungen. Außerdem müßte nach allen Regeln der theologischen Analogie das, was von der ganzen Gemeinde gilt, dann, wenn es sich auf die Verkündigung des Wortes bezieht, a fortiori von den dazu besonders berufenen Wanderaposteln gelten. Aber wir können uns auch alles noch unmittelbar aus den Evangelien bestätigen lassen.

Nehmen wir aus dem lukanischen Werk die Erzählung von der Aussendung und Heimkehr der 72 Jünger – diese sind ja wahrlich unser evangelisches Vorbild (vgl. Lk 10,1–24).

In 10,17 kommen die 72 zurück. Was tun sie? Sie berichten Jesus und einander voll Freude, daß ihnen sogar die Dämonen untertan waren. Also: Versammlung und Bericht über das gerade Erlebte (Phase 1), hier über den apostolischen Erfolg. Jesus selbst übernimmt dann die Aufgabe der Deutung (Phase 2): „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen.“ (10,18) Also: In dem, was ihr erlebt habt, hat Gott begonnen, eschatologisch zu handeln. Dann schließt Jesus auch den aus der Deutung resultierenden Lobpreis an (Phase 3): „Jesus rief, vom Heiligen Geiste erfüllt, voll Freude aus: Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, weil du all das den Weisen und Klugen verborgen, den Unmündigen aber geoffenbart hast.“ (10,21)

So dürfte kein Zweifel bestehen: Jesu Wanderapostel können einen eigenen Kreis bilden; nach ihren apostolischen Reisen versammeln sie sich wieder, und auch in dieser Versammlung entsteht aus Bericht und Deutung schließlich die Eucharistie.

Ignatius von Loyola, der Gründer des Jesuitenordens, hat sicher nicht ohne Grund so großen Wert darauf gelegt, daß in seiner Gemeinschaft ständig so etwas wie ein großes narratives Tun im Gange ist – wenn wegen der Zerstreuung über die Kontinente nicht in Versammlungen, dann zumindest in der Form langer und zahlreicher Briefe, die die Wunder berichten, die Gott in den verschiedensten Ländern durch die wandern den Gefährten gewirkt hat. Darüber hinaus scheint mir, daß der ganze Prozeß der geistlichen Unterscheidung, wie er in den „Geistlichen Übungen“ (nach dem Exerzitienbüchlein) geschehen sollte, theologisch hier, im wahren Zusammenhang der Eucharistie, seinen inneren Ort hat. Auch die für die ignatianische Spiritualität so wichtige „Gewissenserforschung“, die ja in alter Zeit voll ersetzt war, wenn in der Kommunitätsmesse am Sonntag eine Predigt gehalten worden war, soll den einzelnen immer neu in das Geheimnis der Eucharistie hineinbinden.

Was bei Ignatius von Loyola gilt, dürfte auch in anderen apostolischen Gemeinschaften in dieser oder jener Form zutreffen. Überall ist, sieht man genauer zu, die Versammlung der Gemeinschaft der Ort, von dem her die apostolische Berufung überhaupt nur verstanden werden kann. Deren „Eucharistie“ darf aber nicht einfach eine irgendwo und irgendwie gelesene Messe sein, sondern die Vollgestalt der Versammlung einer existentiell zusammengehörenden, in einer gemeinsamen Verkündigungs-Geschichte verbundenen Gemeinschaft.

Der Sonntag und die geistliche Unterscheidung

In meinem und in vielen anderen Orden gibt es in den letzten Jahren einen neuen Drang zur „apostolischen Gemeinschaft“. Das Apostolat wird als verkümmert empfunden, wenn es nur irgendwo strategisch geplant und dann den einzelnen übergeben wird, während ihr Zusammenleben als religiöse Gemeinschaft damit nicht viel zu tun hat. Man ersehnt die Einheit von beidem.

Im Jesuitenorden ist in diesem Zusammenhang der Versuch wichtig geworden, das, was in den „Geistlichen Übungen“ eher für die Findung des Willens Gottes durch den einzelnen entwickelt ist, als gemeinsames Tun zu vollziehen. Das Stichwort, das nicht nur an der Basis des Ordens umgeht, sondern auch durch die Generaloberen und die letzten Generalkongregationen in den Vordergrund geschoben wurde, lautet: „deliberatio communictaria“, gemeinschaftliche Unterscheidung der Geister im Hinblick auf die Erkenntnis der Pläne Gottes mit uns. Hier sieht man das Kerngeschehen, von dem her eine „apostolische Gemeinschaft“ denkbar erscheint.

Damit soll nicht ausgeschlossen sein, daß man sich auch um andere Dinge bemüht, die eine Gemeinschaft zusammenführen oder zumindest Hindernisse aus dem Weg räumen. Man muß auch die üblichen Gruppenprozesse zu handhaben verstehen. Man muß menschlich miteinander umgehen können. Man muß Zeit füreinander haben.

Es ist wichtig, daß von all dem nichts übersprungen wird. Aber letztlich zählt es auch wieder nichts, und vieles davon kann sich auch wie nebenbei hinterher von selbst ergeben, wenn wir uns nur von Gott wieder in das Geschehen der wirklichen, konkreten, geschichtsbezogenen „Eucharistie“ hineinziehen lassen. Genau hier und nur hier entspringt im gemeinsamen Deuten der erfahrenen Geschichte und im daraus entstehenden Lobpreis auch die im Beben der Erde, das heißt in wirklichen geistlichen Erfahrungen des Trostes und des Mißtrostes sich ergebende je neue Aussendung zum wirklichen, Gottes Plänen tatsächlich entsprechenden Apostolat.

Nun ist aber, wie wir gesehen haben, der uns zunächst aus der Geschichte von Israel her durch all die Jahrhunderte vorgegebene Ort solcher Eucharistie der Sonntag. Natürlich kann sie sich in besonderen Situationen auch unabhängig vom Wochenrhythmus jederzeit entfalten. Das wird bei einer apostolischen Gemeinschaft wahrscheinlich häufiger der Fall sein als in einer ortsgebundenen Gemeinde. Trotzdem ist der Sonntag gewissermaßen *die* Zeit für eine apostolische Kommunität. Es ist nicht einzusehen, warum er es nicht auch bei uns sein sollte, wenn es nur irgendwie möglich ist.

Wir sollten deshalb wieder neu versuchen, den Sonntag zu heiligen. Wir sollten uns überzeugen lassen, daß er noch nicht geheiligt ist, wenn wir uns den gesellschaftlichen Ritualen des Wochenendes anpassen. Es müßte eine Versammlung der Kommunität geben, und zwar nicht nur einfach zu dem, was wir schon Eucharistie zu nennen pflegen. Es müßte Versammlung im genaueren (und biblischen) Sinne des Wortes sein. In ihr müßte so etwas wie Kommunitätsöffentlichkeit entstehen, in der man freimütig berichten und freimütig deuten kann, so oder so, in der die Deutung zur Einmütigkeit hinfinden kann und in der dann aus Bericht und Deutung einmütiges Gebet wird, das im eucharistischen Ritus gipfelt. Dann wird das apostolische Tun der Woche mit Sicherheit ein völlig neues Gesicht bekommen.

Ich glaube nicht daran, daß über solchem Beginnen Segen ruhen kann, wenn in einer bestehenden Kommunität ein Grüppchen so etwas versucht. Es gehört zum Wesen der Sache, daß Versammlung der Kommunität als ganzer stattfindet. Auch das muß beim Sonntag sein: daß *alle* sich versammeln.

Umgekehrt bin ich überzeugt, daß wir, wenn wir Sehnsucht nach einer wirklichen „apostolischen Kommunität“ haben, uns eigentlich nur um den Sonntag zu kümmern brauchen. Lassen wir uns von der Bibel her durch Gott in die wahre Gestalt des Sonntags einführen, dann wird uns die „apostolische Kommunität“ dazugegeben werden.

Es sei erlaubt, zum Schluß noch einmal auf die Sprachtradition des Jesuitenordens anzuspielen. Seine Devise lautet: „Zur größeren Ehre Gottes“. Nun wird Gott ja nur dann gelobt und geehrt, wenn in menschlicher Sprache von seinen großen Taten gesprochen wird. Ich denke mir manchmal: Wenn wir Eucharistie feiern und dabei in der Präfation Gottes grundlegende Heilstaten aufzählen, geschieht „Ehre Gottes“. Wenn dabei und im Umfeld jedoch vor dem Hintergrund dieser grundlegenden Taten Gottes auch die konkrete Geschichte der Versammelten zur Sprache käme und jeweils neu konkrete Einweisung der Versammelten in den kommenden Dienst am Willen Gottes stattfände, wäre das sicherlich die „größere“ Ehre Gottes.

Die Bedeutung der Eucharistie für die Lebenspraxis des Ignatius von Loyola

Matthias Hartmann, Münster

Schon bald nach den ersten Ignatiusporträts entwickeln die Barockkünstler den Bildtyp „Heiliger Ignatius“. Sie wollen seine Größe und Bedeutung über die historischen Einzelheiten hinaus, wie des spanischen Mantels oder des Magisterhabits, hervorheben. So kommen sie auf eine eigenartige Typisierung, die das Ignatiusbild über Jahrhunderte geprägt hat: Ignatius dargestellt als „Heiliger im Meßgewand“. Ignatius kniet im verzückten Gebet, aus der Höhe überströmt ihn ein überirdisches Licht, in dem die Anfangsbuchstaben des Namens Jesu erscheinen; und er ist mit einem reichbestickten Meßgewand bekleidet. Und doch ist nirgends ein Altar oder sonstiges liturgisches Gerät zu erkennen. So wollen diese Künstler Ignatius als jemanden kennzeichnen, der existentiell von der Eucharistie geprägt ist.

In den folgenden Ausführungen möchte ich dieser Lebensprägung durch die Eucharistie anhand der persönlichen Zeugnisse des Ignatius